

Helga Schubert: „Der heutige Tag. Ein Stundenbuch der Liebe“

Gemeinsam durch das Vergessen

Von Cornelius Wüllenkemper

06.04.2023

In „Der heutige Tag“ berichtet die Ingeborg-Bachmann-Preisträgerin Helga Schubert vom Leben mit ihrem demenzkranken Mann in einem abgeschiedenen Dorf in Mecklenburg. Neben dem Pflegealltag geht es um erinnerrswerte Episoden ihrer Beziehung. Eine gelassene, tiefgründige Reflexion über Liebe, Krankheit, Leben und Tod.

Eigentlich, so berichtet Helga Schubert, hatte sich ihr schwer demenzkranker Mann bereits vor Jahren auf seine letzten Tage im Hospiz vorbereitet. Die Palliativschwestern hatten ihr nahegelegt, dass die Pflege des 96-Jährigen zuhause nicht mehr möglich sei. Wie es dazu kam, dass Johannes Helm, den Helga Schubert mit dem Fantasie-Namen Derden anspricht, bis heute am Leben ist, verdeutlicht sie in ihrem Bericht über das Aufnahmegespräch im Hospiz.

„Und dann sagte Derden zu der Leiterin, die bald zu uns kam, dass er gern den Tag über hier sein würde, wenn sie ihm das Malen ermöglichen. Aber schlafen wolle er zuhause. Das Malen hätten sie einer anderen Malerin schon ermöglicht, antwortete sie ihm, und im Garten sogar ein Zelt für sie aufgestellt, aber schlafen müsse er schon im Hospiz. Also sagten wir den Platz ab. Und Derden wurde nach zwei Wochen aus der Palliativstation wieder zu mir nachhause entlassen. Seitdem sind Jahre vergangen. Und er hat in dieser Zeit zuhause mehr als dreißig Ölbilder gemalt.“

Keine typische Demenz-Literatur

Die Zuversicht und Gelassenheit, die in Helga Schuberts kurzen, episodenhaften Kapiteln zum Ausdruck kommt, sind beeindruckend. Seit Jahren pflegt die 83-Jährige ihren Mann im gemeinsamen Haus in einem abgeschiedenen Dorf in Mecklenburg. Die Zeit, die das Paar hier in der früheren legendären DDR-Künstlerkolonie Neu Meteln mit Sarah Kirsch und Christa Wolf verbrachte, erwähnt Schubert nur am Rande. Im Mittelpunkt ihres „Stundenbuchs der Liebe“, so der Untertitel, steht vielmehr die Krankheit und Pflege ihres Mannes – und zugleich das Liebesbekenntnis für den Menschen, mit dem sie seit 58 Jahren liiert ist.

Schuberts detaillierte Berichte über den Pflegealltag sind dabei anders als etwa die modernen Klassiker der Demenz-Literatur von Arno Geiger, Martina Bergmann oder David Wagner nicht genuin diesem Genre zuzurechnen. Vielmehr nimmt Schubert die Pflegebedürftigkeit ihres Mannes zum Anlass, um autofiktional über die Tugend der Hilfsbereitschaft, aber auch

Helga Schubert

„Der heutige Tag. Ein Stundenbuch der Liebe“

dtv Verlag, München

265 Seiten

24 Euro

über Liebe, Krankheit, Leben und Tod zu reflektieren. Als sie am Bett ihres Mannes sitzt und er sie verwirrt fragt, wo denn die beiden anderen Frauen sein, die so aussähen wie sie, verzweifelt Schubert nicht etwa, sondern lässt eine neue Erkenntnis zu.

„Auch jetzt als alte Frau, dachte ich plötzlich, habe ich ja noch richtige Lebensaufgaben zu lösen: Es geht nämlich um das Loslassen, das Annehmen, es geht um das Friedensschließen, das Einverstandensein, um das nicht dauernd den andern, sich und das Leben Ändern wollen. Wer weiß, vielleicht bestehe ich ja aus drei Frauen. Vielleicht hat er das gerade erkannt. Nur ich wusste es noch nicht.“

Ohne alle Larmoyanz

Die Mühen der Vollzeitpflege, Momente der physischen und psychischen Überforderung und auch die Einsamkeit als Pflegerin eines Demenzkranken verschweigt Schubert keineswegs. Bis zu 1000 Euro kostet es, wenn sie sich über Nacht für 24 Stunden – etwa für eine Lesung – von einer privaten Pflegekraft vertreten lässt. Selbst erhält sie vom Pflegegeld nur neun Euro pro Tag. Ungeachtet dieser offenkundigen Missstände lässt Schubert in jeder Zeile durchblicken, dass sie sich nicht als Opfer politischer Umstände sieht, sondern als eine selbstbestimmte Frau, die sich überzeugt und mit bewundernswerter Kraft dazu entschlossen hat, die Liebe ihres Lebens bis in den Tod zu begleiten.

„Der heutige Tag“ ist ein sehr persönliches, intimes Buch einer gläubigen Christin. Anders als etwa die Autofiktionen der Nobelpreisträgerin Annie Ernaux, lässt Schubert den sozialhistorischen Kontext des eigenen Erlebens weitgehend außer Acht. Der immensen Herausforderung als 83-jährige Vollzeitpflegerin begegnet sie oft mit feiner Ironie, sogar mit Humor.

„Manchmal hatte er Alpträume, die Augen dabei offen. Ich hielt ihm Saft hin, wagte aber nicht, ihm ein gefülltes Glas zum Trinken zu geben, weil ich fürchtete, er könnte sich verschlucken. Wann war er wirklich wach? Er sah mich doch an. Sprach aber mit Zweiwortsätzen. Ein Bekannter riet mir, Derden mit einem nassen, kalten Waschlappen zu wecken. Das mache er bei seiner Frau auch. Sie stand auf der Straße daneben, und ich beschloss, den Rat nicht zu befolgen.“

Helga Schubert verzichtet in ihren Texten auf Spannungsbögen oder gar Dramatik, es gibt kein überraschendes Ende, auf das sie in den kurzen Episoden und Rückblicken auf 58 Jahre Beziehung hinschreibt. Dabei wirkt gerade diese unaufgeregte, zuweilen spröde Art des Erzählens wie ein Sog. Denn Schubert stellt sich in einfachen Worten wahrhaftig und auch selbstkritisch den essenziellen Fragen nach dem Wesen von Leben, Tod und Liebe angesichts der Sterblichkeit.